

MALLA

NUNN

ZEIT DER

FINSTERNIS.

KRIMINAL-

ROMAN

CB | LONGPLAYER

Und weg waren sie.

»Müssen sie weit fahren?«, fragte Zweigman.

»Viele Meilen weit«, sagte Emmanuel und entließ die Polizisten, die sich schon neben einem beige-farbenen Mannschaftswagen versammelt hatten. Sie kletterten hinein, streckten die Glieder aus und rissen Zigarettenschachteln auf. Der Motor sprang an, und der Transporter hüpfte von der Bordsteinkante, bevor er im ordentlichen Straßennetz des weißen Johannesburg verschwand.

Er drängte Zweigman durch den Vorgarten zu einer Ford-Limousine und war froh, als der Doktor vom Tatort aufbrach, um in sein warmes Bett zurückzukehren.

Emmanuel schlüpfte hinter das Lenkrad seines schwarzen Dienst-Chevrolet und ließ den Motor an. Er schaltete die Scheinwerfer ein. Die Häuser der Straße waren jetzt alle dunkel, bis auf ein Fenster im Nachbarhaus. Er warf einen Blick über die unbeschnittenen Rosenbüsche hinweg und erwartete, die hagere Gestalt von Mrs. Lauda in dem Holzrahmen zu sehen.

Stattdessen sah er Cassie Brewer dort stehen, die rechte Handfläche ans Glas gepresst, ihr gelbes Nachthemd ein Farbfleck unter dem bleichen Gesicht, das verhärtet und vor Angst verkniffen wirkte. Sie trat beiseite und schaltete das Licht aus, so dass nur schwarze Leere blieb.

* * *

Sie atmete schnell und flach durch den offenen Mund. Der raue Baumwollsack, der ihr Gesicht bedeckte, war nicht etwa ein Kissenbezug, schnell vom Bett gegriffen und in die Tasche gestopft. Nein, er war einzig und allein zu diesem Zweck gedacht und hergestellt: um über den Kopf gezogen und mit einer Zugschnur um den Hals geschlossen zu werden. Die genaue Passform ängstigte sie. Mehr noch als das sanfte Summen des Motors, der ein Lied sang von endlosen Meilen glatter, geteeter Straße, die von der Stadt und allen ihr vertrauten Orten wegführte.

Die Entführer rauchten schweigend Zigaretten. Der Geruch von Tabak und Leder drang durch den Sack. Das ausgefranste Ende der Zugschnur scheuerte an ihrem Hals und reizte die Haut. Sie hatten ihr die Hände frei gelassen, aber sie wagte die Schnur nicht zu lockern. Jede Bewegung konnte die Aufmerksamkeit auf sie ziehen, und es war sicherer, sich auf dem Rücksitz ruhig zu verhalten, unbehelligt zumindest für die Dauer der Fahrt.

Sie konnte Leder unter ihren Schenkeln fühlen. Wind rüttelte am Fenster der Beifahrerseite, und ihr trockener Atem stockte ihr in der Kehle. Siebzehn Jahre alt und schon ein Profi im Weglaufen. Wohlfahrtseinrichtungen, Jugendheime und christliche Jugendlager, kein Ort hielt sie länger, als sie bleiben wollte – und das Innere dieses makellosen Autos war nicht der Ort, an dem sie zu sein wünschte.

Flucht war immer noch möglich: ein schneller Druck auf den Türgriff, ein heißer Schwall Sommerluft und ein Sprung in die Dunkelheit. Auf der Straße zu landen würde wehtun. Die Alternative – bei zwei Männern zu bleiben, die selbstgefertigte Kopfsäcke besaßen und in dunklen Gassen auf Prostituiertenjagd gingen – würde um vieles schmerzhafter sein. Auf die eine oder andere Art würde diese Nacht mit ihrem Blut enden.

Sie schob ihre rechte Hand vorsichtig über das geschmeidige Leder, ließ sie langsam und unmerklich in Richtung Tür wandern. Der Asphalt lief weich unter den Rädern. Die

Straße würde sie zurück in die Stadt führen, zu dem Zimmer mit dem Einzelbett in der Ecke und dem mit Taubenkacke dekorierten Fenstersims: eine Bruchbude, die vor ihrem inneren Auge schön wurde.

Kühles Metall wölbte sich unter ihrer Hand. Das Blut rauschte in ihren Ohren, übertönte den Wind, der am Fensterglas rüttelte. Jetzt. Es musste jetzt sein. Ihre Finger hoben den Bügel an. Sie rutschte seitwärts, bereit zum Sprung. Eine Hand schloss sich um ihr Handgelenk und riss sie mit einem Ruck von der Tür weg.

»Weißt du, wer ich bin, Schätzchen?«, fragte der Mann, der die Gasse blockiert hatte. Seine Finger spannten sich um ihre Haut und formten eine Handschelle.

»Nein.« Sie krächzte die Antwort. Ingeheim wusste sie schon viel über den großen Mann. Er war geduldig: saß auf dem Vordersitz, rauchte eine Selbstgedrehte, wartete in aller Ruhe, bis sie aus der Deckung kam wie eine Antilope am Wasserloch. Er war nicht wütend über ihren Fluchtversuch. Es amüsierte ihn lediglich. Kaltes Vergnügen, das wusste sie aus Erfahrung, war schlimmer als brutale Wut.

»Ich sag dir, wer ich bin, Süße«, sagte der große Mann. »Ich bin deine Erlösung.«

Negus döste auf einer eisernen Pritsche, die man in eine Ecke des Büros der weißen Detectives im Polizeirevier Marshall Square geschoben hatte. Es war ein sehr großer Raum mit rissigem Linoleumfußboden und zwei Ventilatoren, die an der Decke sirrten. Hölzerne Schreibtische, voll mit Papierstapeln und leeren Kaffeebechern, unterteilten den Bereich wie ein Gitternetz.

»Wartet zu Hause denn niemand auf Sie, Cooper?« Mason stand in der Tür, die Krawatte ungebunden, die Ärmel aufgekrempt, Schweißflecken unter den Achseln. Die Verhörzimmer des Reviers waren im Sommer die reinsten Kochkessel.

»Nur ein Bett«, entgegnete Emmanuel und warf seinen Hut auf seinen Schreibtisch. Die neuerliche Lüge gesellte sich zu all den anderen und fiel kaum noch ins Gewicht. Außerdem stellte der Lieutenant eindeutig zu viele Fragen.

»Einer der beiden Boys, Nkhato, ist entlassen worden«, sagte Mason. »Der dienstälteste Pfarrer von St. Bart's hat bestätigt, dass er bei Licht aus im Bett lag. Das war um neun. Er ist sauber. Da fragt man sich, was für Schnitzer sich das Brewer-Mädel sonst noch geleistet hat.«

»Die Identifizierung beider Jungs erscheint damit fragwürdig«, stimmte er zu. Das wäre doch eine willkommene Lösung, selbst wenn der Polizeichef allen Urlaub aussetzte, bis eine neue Verhaftung erfolgt war.

»Ist möglich.« Mason unterdrückte ein Gähnen. »Ich brauch Sie bei dem Shabalala-Jungen. Setzen Sie Ihren Zauber ein. Spielen Sie die Sophiatown-Karte aus, geboren und aufgewachsen im selben Ghetto, vielleicht erzählt er Ihnen dann, wo er gestern Abend wirklich war.«

»Warum glauben Sie, dass er lügt?«, fragte Emmanuel. Die *Sophiatown-Karte*? Der Lieutenant hatte sich eindeutig Zugriff auf seine Personalakte verschafft und Einzelheiten erfahren, die vertraulich hätten bleiben sollen.

»Sie werden sehen.« Mason trat zurück in den Korridor und ging zur letzten Tür auf der rechten Seite. Emmanuel folgte ihm. Es bestand immer noch die Möglichkeit, dass der Schuljunge im Verhörraum und Constable Detective Samuel Shabalala nicht miteinander verwandt waren.

Mason öffnete die Tür zu einem fensterlosen, gefängnisgrün gestrichenen Raum. Eine starke Glühbirne warf hartes Licht auf den kleinen Holzschreibtisch und den schwarzen Jugendlichen, der mit dem Rücken zur Wand saß. Von der Polizei aus dem Bett geholt, trug er nur einen blauen Baumwollschlafanzug und polierte braunlederne Schulschuhe ohne Socken. Ein Schuljackett hing über der Lehne, in der Hitze überflüssig. Mason schloss die Tür und lehnte sich mit der Schulter dagegen.

»Ich bin Sergeant Cooper.« Emmanuel setzte sich dem Jungen gegenüber, der eindeutig eine jüngere Version von Detective Constable Samuel Shabalala von der Native Detective Branch war. »Und du bist?«

»Aaron Shabalala. Und ich habe dem anderen Polizisten schon alles erzählt, mehrere Male.« Falls Aaron den Namen Cooper kannte, ließ er es sich nicht anmerken.

»Ich war nicht da«, sagte Emmanuel. »Du musst mir erzählen, wo du den Abend verbracht hast.«

»Ich war in der Schule, dann zu Besuch bei Direktor Brewer, dann zu Hause.« Aaron streckte die Beine aus, bereits vertraut mit dem Schema der Befragung. Er war groß, sogar wenn er saß, und an Schultern und Brust begannen sich ausgeprägte Muskeln zu bilden. Sein breites Gesicht blieb völlig ausdruckslos. Was für Gefühle er auch hegte, sie waren gänzlich hinter einer gleichmütigen Fassade verborgen. Emmanuel kannte sie gut, die kühle Gefasstheit und die lässige körperliche Anmut dieses Zulu-Jugendlichen.

»Weißt du, warum der Lieutenant und ich wissen wollen, wo du gestern Abend gewesen bist, Aaron?« Es war jetzt nach Mitternacht.

»Ein paar Männer sind ins Haus des Direktors eingebrochen und haben ihn und seine Frau zusammengeschlagen.« Der junge Shabalala sprach mit leiser Stimme. »Der Direktor ist ein guter Mann. Seine Frau war sehr gastfreundlich. Sie haben uns in ihr Zuhause eingeladen und in aller Herzensgüte ihre Mahlzeit mit uns geteilt. Ich würde diesen Leuten nie etwas antun.«

»Was ist mit der Tochter?« Cassie war errötet, als sie den jungen Zulu beschrieb. Da könnte etwas sein. »War sie auch herzensgut?«

Aaron zögerte, die Frage hatte ihn kalt erwischt. Die Maske, die seine Gefühle verbarg, verrutschte, und ein Schimmer von Zorn trat in seine dunklen braunen Augen. Er räusperte sich und sagte nach reiflicher Überlegung: »Die Tochter hat am Tisch gegessen und mit uns gegessen.«

»Bist du noch einmal zum Haus der Brewers zurückgekehrt, nachdem das Abendessen beendet war, Aaron?« Der Zorn, den Emmanuel gesehen hatte, war nur kurz aufgewallt, aber er war echt. Der jugendliche Zulu besaß ein heftiges Temperament. Er hatte es gut im Griff, aber was mochte geschehen, wenn er die Kontrolle verlor?

»Ich bin nicht zum Haus des Direktors zurückgekehrt. Ich bin aus dem Bus gestiegen und lange herumgelaufen. Dann bin ich nach Hause gegangen.«

Mason zischte durch die Zähne, um zu zeigen, was er von dieser Antwort hielt. Emmanuel ging es nicht anders. Der Junge musste ihnen einen Namen nennen, einen Ort und wenigstens einen Zeugen, der seine Geschichte bestätigen konnte.

»Wo genau bist du gewesen?« Eine Bar voller Trinker, eine Runde Kartenspieler, ein Bordell, jeder Ort mit Leuten würde weiterhelfen.

»Nirgends. Ich bin einfach nur gelaufen.«

Emmanuel zog seinen Stift und sein Notizbuch heraus und platzierte sie ordentlich auf der Tischplatte. »Nenn mir den Namen einer Person, nur einer, die dich am Freitagabend durch Sophiatown hat wandern sehen.«

»Ich hab mich bedeckt gehalten. Niemand hat mich gesehen.«

»Tatsächlich?«

»Es ist so.«

Gewiss war diesem Jungen, Sohn eines Detective Constable, das Strafmaß für schwere Körperverletzung und Diebstahl bekannt. Was also war an »du steckst bis zum Hals in der Scheiße« so schwer zu verstehen?

Knöchel klopfen hart an die Tür des Verhörzimmers. »Lieutenant«, rief Detective Constable Negus' verschlafene Stimme. »Ein Anruf für Sie.«

»Notieren Sie es. Ich bin beschäftigt«, sagte Mason.

»Das habe ich schon vorgeschlagen, aber der Mann sagt, es ist ein Notfall, und Sie müssen kommen, sofort. Irgendwas mit einem Schäfer und seinen Schafen.«

»Also gut.« Mason streckte sich und packte die Türklinke. »Sie kommen mit, Cooper. Wir geben Shabalala zehn Minuten, um darüber nachzudenken, was er letzte Nacht wirklich gemacht hat. Hoffen wir, dass ihm die Wahrheit wieder einfällt, bis wir zurückkommen.«

»Ich habe Ihnen gesagt, wo ich war.« Aaron spreizte seine rechte Hand, streckte die Gelenke. »Ich bin herumgelaufen.«

Emmanuel blieb an der Tür stehen und warf Aaron einen ähnlichen Blick zu wie Cassie vorhin: *Du lügst, Junge, und ich weiß es.*

* * *

Der harte Linoleumboden verstärkte den heiseren Klang von Lieutenant Masons Stimme und das Krachen, mit dem der Telefonhörer auf die Gabel traf. Negus stand in der Nähe des Feldbetts und wartete auf den Feierabend. Emmanuel saß an seinem Schreibtisch und grübelte. Warum hatte Mason ihn aus dem Verhörraum heraus haben wollen? Entweder er traute Emmanuel tatsächlich nicht über den Weg, oder er war als ehemaliger Undercovermann der Sicherheitspolizei so in seiner Einzelkämpfer-Mentalität verhaftet, dass es ihm zur zweiten Natur geworden war, jeden Schritt einer Ermittlung zu überwachen.

Lieutenant Mason trat ins Ermittlerbüro, das Jackett zugeknöpft, das schwarze Haar mit Pomade zurückgekämmt. Kirchen aller Konfessionen würden ihn mit Begeisterung einladen, ihrem Betkreis beizutreten. Emmanuel allerdings würde den Lieutenant nicht freiwillig in die Nähe von Haustieren oder Kindern lassen. Auf den ersten Blick wirkte Mason völlig ungerührt von dem Anruf, der ihn eben noch hatte den Hörer aufknallen lassen, doch die Spannung in den Schultern und die harten Furchen um den Mund erinnerten Emmanuel an seinen Vater kurz vor einem Wutausbruch. Die ruhige Fassade war eine Lüge. Masons eisiges Äußeres verbarg einen gewalttätigen Jähzorn, zusätzlich genährt von einem Jahrzehnt schmutziger Polizeiarbeit.

»Ab in Ihr einsames Bett, Cooper. Sie auch, Negus. Wir sind durch für heute Nacht. Melden Sie sich morgen um elf wieder zum Dienst.«

»Geht klar, Lieutenant.« Negus streckte sich, stülpte sich einen braunen Fedora auf den Kopf und strebte zur Tür.

»Shabalala ist noch im Verhörraum«, sagte Emmanuel »Ich habe noch ein paar Fragen an ihn, bevor ich Schluss mache.«

Ein Knoten zog sich in seinem Magen zusammen, genau wie damals, wenn sein Vater brütend am Küchentisch hockte und nur auf das eine falsche Wort wartete, das eine Tracht Prügel rechtfertigte. Das hilflose Slumkind in Emmanuel, das seine Mahlzeiten unter Angstschweiß verzehrte, warnte ihn angesichts von Masons Gebaren, still zu sein. Doch der Frontsoldat mit der Schusswunde in der linken Schulter hörte nicht auf ihn.

»Wir führen hier keine Gruppendiskussion, Cooper.« Mason starrte ihn an, ohne zu blinzeln. »Sie machen Schluss und gehen nach Hause. Das ist ein Befehl.«

»Wie Sie meinen, Sir.« Emmanuel griff nach seinem weichen Trilby mit der hinten scharf nach oben gewinkelten Krempe und setzte ihn auf. Soldaten und Polizisten lebten und starben auf Befehl. Er hatte während des Krieges weiß Gott etliche widersinnige